

Penelope Fitzgerald



it

Roman

*Die blaue  
Blume*

wechseln sich bei der Pflege ab.«

»Neffe, du hast doch keine Ahnung von Krankenpflege.«

»Er ist ein ganz großer Mann.«

»Nun, solche sind am schwersten zu pflegen.«

Der Medizinprofessor Hofrat Stark wurde gerufen. Er war wie die meisten seiner Kollegen ein Anhänger des Brownschen Systems. Dr. Brown aus Edinburgh hatte eine Reihe von Patienten kuriert, indem er sich weigerte, sie zur Ader zu lassen und ihnen statt dessen Bewegung, ausreichend Beischlaf und frische Luft verordnet. Er war überzeugt, daß Leben kein natürlicher Zustand sei und daß die körperliche Verfassung durch eine Reihe von Reizen in ständigem Gleichgewicht gehalten, also entweder durch Alkohol stimuliert oder durch Opium gedämpft werden müsse. Schiller glaubte zwar auch an den Brownismus, nahm aber weder Alkohol noch Opium, setzte sich vielmehr in seinem Bett auf, bat seine Studenten, Papier und Tinte zur Hand zu nehmen und nach seinem Diktat zu schreiben: »Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.«

Im Januar 1791 leerte Fritz die Bettgeschirre des Krankenzimmers und sah dem verehrten Professor dann zu, wie er langsam und vorsichtig seine mageren Füße auf den Boden setzte.

Ein Jahr später, im Januar 1792, berichtete der Kritiker Friedrich Schlegel in einem Brief an seinen erfolgreicherer älteren Bruder August Wilhelm, der bald Professor für Literatur und Ästhetik werden sollte, von einem jungen Mann, den er in Leipzig kennengelernt habe. Er triumphierte, weil er einen interessanten Menschen entdeckt hatte, den sein Bruder nicht kannte: »Das Schicksal hat einen jungen Mann in meine Hand gegeben, aus dem Alles werden kann ... er öffnete mir denn bald das Heiligtum seines Herzens ... Er ist ... von schlanker guter Bildung, sehr feinem Gesicht mit schwarzen Augen, von herrlichem Ausdruck, wenn er mit Feuer von etwas Schönem redet – unbeschreiblich viel Feuer – er redet dreimal schneller wie wir andere ... mit wildem Feuer trug er mir an einem der ersten Abende seine Meinung vor – es sei gar nichts Böses in der Welt – und alles nahe sich wieder dem Goldenen Zeitalter. Ob er immer noch dieser Meinung ist, weiß ich nicht. Sein Name ist v. Hardenberg.«

# 9. Kapitel

## Ein Unglücksfall im Studentenleben

»Das werde ich nie vergessen«, sagte Fritz beim Gedanken an einen frühen Morgen im Mai gegen Ende seines Jenenser Jahres. Seine Tante Johanna Elisabeth war an Lungenentzündung gestorben, als das Frühjahr mit eisigen Winden begann; Professor Schiller hatte mit knapper Not überlebt. Fritz hatte eine Unterkunft in der Schustergasse 4, zweiter Stock, die er mit einem entfernten Vetter teilte – aber wo war der Vetter, als Fritz davon aufwachte, daß er halbnackt, wie er war, aus dem Bett gezerrt wurde?

»Er und ein paar andere sitzen im Karzer«, sagte der Besucher, kein Freund, sondern ein Mann, den Fritz kaum kannte. »Ihr seid gestern abend alle zusammen ausgegangen«

–

»Sehr schön, aber wenn das so ist, warum bin ich dann nicht mit den anderen im Schwarzen Loch?«

»Du hast einen besseren Ortssinn als die anderen und wurdest nicht festgenommen. Aber jetzt mußt du mit mir kommen, du wirst gebraucht.«

Fritz riß die Augen auf. »Du bist Diethelm. Du bist Medizinstudent.«

»Nein, ich heiße Dietmahler. Steh auf, zieh dir Hemd und Jacke an.«

»Ich habe dich in Vorlesungen gesehen«, sagte Fritz und griff nach dem Wasserkrug. »Und du hast ein Lied geschrieben: ›Die Mädchen in fernen Ländern ...‹«

»Ich liebe Musik. Komm, wir haben nicht viel Zeit.«

Jena liegt in einem Kessel am Fuß eines Felskammes, und man kommt aus der Stadt nur heraus, wenn man ständig bergauf steigt. Es war immer noch sehr früh, erst vier Uhr morgens, aber als sie dem Galgenberg entgegenstapften, spürten sie, wie die ganze träge kleine Stadt in der Frühsommerhitze zu dampfen begann. Der Himmel war nicht ganz hell, schien sich vielmehr in wolkenlose Blässe aufzulösen und zu heben.

Fritz begriff allmählich. In der letzten Nacht mußte es Streit gegeben haben oder zumindest eine Auseinandersetzung, an die er aber gar keine Erinnerung hatte. Falls ein Duell ausgetragen werden mußte – und Duellieren war bei Gefängnisstrafe verboten –, dann brauchte man einen Arzt oder, da kein achtbarer Arzt zugezogen werden konnte,

wenigstens einen Medizinstudenten.

»Bin ich der Unparteiische?« fragte Fritz.

»Ja.«

Der Unparteiische in einem Jenenser Duell hatte Unmögliches zu entscheiden. Das Schwert der Studenten, der Schläger, war dreikantig, aber an der Spitze abgerundet, so daß nur eine tiefe dreieckige Wunde zählte.

»Wer hat wen gefordert?« fragte er.

»Joseph Beck. Er hat mir eine Nachricht geschickt, auf der nur stand, daß er antreten müsse, jedoch nicht warum oder gegen wen. Nur Ort und Zeit.«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Dein Quartier liegt am nächsten.«

»Ich bin froh, daß er einen so treuen Freund hat.«

Jetzt waren sie schon über dem Nebel, der Tau begann zu trocknen, und sie gingen durch ein Gatter auf ein Feld, auf dem die jungen Rüben schon gezogen waren. Zwei Studenten schlugen sich gewaltig, sie stampften mit flutternden Hemdzipfeln auf dem ausgedörrten rissigen gelblichen Boden umher und hieben ohne Anmut und Können aufeinander ein.

»Die haben ohne uns angefangen«, sagte Dietmahler. »Lauf!«

Als sie quer über das Feld liefen, brach einer der Duellanten ab und rannte weg, auf ein Gatter in der anderen Richtung zu. Sein zurückgelassener Gegner ließ den Schläger fallen und fiel dann selbst um, die rechte Hand war blutüberströmt, vielleicht abgehackt.

»Nein, nur zwei Finger«, sagte Dietmahler, der sich niedergebeugt hatte und die Erde absuchte, auf der schon Unkraut und hartes Gras zu sprießen begannen. Er sammelte die Finger auf, die rot und naß, wie abgehäutet aussahen, von einem fand sich nur das oberste Glied, der andere trug einen goldenen Ring.

»Steck sie in den Mund«, sagte Dietmahler. »Wenn sie warm gehalten werden, kann ich sie vielleicht wieder annähen, sobald wir zurück sind.«

Fritz würde wohl nie vergessen können, wie sich die anderthalb Finger und der schwere Ring in seinem Mund anfühlten, der Ring glatt und hart, die Finger eher biegsam.

»Alle Natur ist eine Einheit«, sagte er sich.

Gleichzeitig (das sagte ihm sein gesunder Menschenverstand, Dietmahler gab ihm keine Anweisungen) packte er den heulenden, spuckenden Joseph Beck unter dem rechten Ellbogen an, um seinen Unterarm hochzuhalten, damit kein Blut durch die Venen auf dem Handrücken floß. Inzwischen war der Himmel am gesamten Horizont, von einer Bergspitze zur andern, lichterfüllt, und die Lerchen stiegen hoch. Auf der nächsten Weide hatten sich die Hasen zum Äsen hervorgewagt.

»So lange sein Daumen erhalten bleibt, kann er mit der Hand vielleicht noch etwas anfangen«, bemerkte Dietmahler. Fritz, der seinen eigenen, mit Erde und Blut

vermischten Speichel nicht herunterschlucken konnte, dachte bei sich: »Für ihn als Arzt ist das alles interessant. Aber ich bin Philosoph, und mir hilft es nicht.«

Nach Jena kamen sie auf dem Karren eines Holzfällers, der zum Glück bergab fuhr. Sogar der Holzfäller, der normalerweise auf nichts achtete, was ihn nicht unmittelbar anging, zeigte sich vom Schreien und Stöhnen des armen Beck beeindruckt. »Ist der Herr vielleicht Sänger?«

»Fahren Sie schnurstracks zur Anatomie«, befahl Dietmahler. »Wenn sie geöffnet ist, dann finde ich vielleicht Nadel und Katzendarm.« Es war zu früh, um Schnaps oder Opium kaufen zu können, auch wenn Dietmahler, ebenfalls ein Anhänger des Brownianismus, darauf brannte, seinem Patienten beides in Mengen einzuflößen.

# 10. Kapitel

## Eine Frage des Geldes

Im Herbst 1791 begann Fritz an der Universität Leipzig mit dem zweiten Abschnitt seines Studiums. Er war neunzehn, und Leipzig war mit seinen fünfzigtausend Einwohnern die größte Stadt, in der er je gelebt hatte. Er fand es unmöglich, mit dem Zehrgeld, das man für ihn erübrigen konnte, auch nur annähernd auszukommen.

»Ich muß mit Vater reden«, sagte er zu Erasmus.

»Das wird er nicht schätzen.«

»Wie viele Leute schätzen es schon, wenn sie um Geld gebeten werden?«

»Was hast du mit dem Geld gemacht, Fritz?«

»Na ja, was ich hatte, habe ich für die Bedürfnisse des Lebens ausgegeben. Die Seele ist das eine, das Fleisch das andere. Der Alte muß in seinen Studentenzeiten auch solche Bedürfnisse gehabt haben.«

»Das wird aber vor seiner Erweckung gewesen sein«, sagte Erasmus düster. »Jetzt kannst du kein Mitgefühl von ihm erwarten. So viel solltest du in deinen neunzehn Lebensjahren gelernt haben.«

Als er wieder nach Weißenfels kam, sagte Fritz: »Vater, ich bin jung, und ich kann, bei allem Respekt, nicht wie ein alter Mann leben. Ich habe mich in Leipzig bis zum Äußersten eingeschränkt. Ich habe mir nur ein einziges Paar Schuhe machen lassen, seit ich dort bin. Ich habe mir die Haare wachsen lassen, um die Kosten für den Barbier einzusparen. Abends habe ich nur Brot gegessen ...«

»In welcher Hinsicht meinst du, nicht wie ein alter Mann leben zu können?«, fragte der Freiherr.

Fritz nahm einen neuen Anlauf.

»Vater, in Leipzig gibt es keinen Studenten ohne Schulden. Ich komme nicht mit dem aus, was du mir zur Zeit gibst. Ich weiß, acht von uns sind noch zu Hause, aber wir haben doch auch die Güter von Oberwiederstedt und Schlöben.«

»Meinst du, die hätte ich vergessen?« fragte der Freiherr. Er strich sich mit der Hand übers Gesicht.

»Fahr nach Oberwiederstedt und sprich mit Steinbrecher. Ich werde dir einen Brief an ihn mitgeben.«

Steinbrecher war der Rentmeister.